

Interview mit Philipp Ramming

«Eltern haben heute die Tendenz, Weicheier zu sein»

NZZ AM SONNTAG von René Donzé 18.12.2016,

Philipp Ramming von der Vereinigung für Kinder- und Jugendpsychologie sagt, weshalb mehr Frustrationstoleranz ein guter Vorsatz fürs neue Jahr ist.

Warum sind viele Kinder heute kaum mehr fähig, Frustrationen auszuhalten?

Eigentlich könnten sie schon warten und ihre Bedürfnisse zurückstellen. Wenn wir heute eine abnehmende Frustrationstoleranz feststellen, dann liegt es daran, dass diese Fähigkeit kaum mehr trainiert wird. Das Problem sind also nicht die Kinder, sondern die Eltern. Sie haben heute die Tendenz, Weicheier zu sein. Da spreche ich durchaus auch aus eigener Erfahrung als Vater.

Wie bitte?

Die allermeisten Mütter und Väter halten es fast nicht aus, wenn sie ihr Kind leiden sehen. Und damit meine ich nicht effektives, schweres, körperliches oder seelisches Leid. Viele Erwachsene können kaum mehr mit negativen Emotionen umgehen. Sobald ihr Kind losbrüllt oder traurig dreinschaut, tun sie alles, um es wieder glücklich zu machen – aus lauter Sorge, dass es depressiv werden könnte. Oder weil sie ihre Ruhe möchten. Ein strahlendes Kind empfinden Eltern hingegen als persönliche Belohnung. In ihrem Kind spiegelt sich dann ihr persönliches Glück.

Sie malen schwarz. Die Eltern wissen sehr wohl, dass Kinder lernen müssen zu warten.

Theoretisch schon. In der Praxis schaut es aber oft anders aus.

Warum ist das so?

Das Kind ist die grösste Investition der Eltern. Sie tragen es durchs Leben wie eine Ming-Vase; sie wollen es vor jeglichen Gefahren und Problemen schützen. Doch damit machen sie es nicht stärker. Ich denke auch, dass viele Eltern Mühe damit haben, wenn ihr Kind stark und fit fürs Leben wird. Dann nabelt es sich ab. Das tut weh. Das wollen sie unbewusst vermeiden und umgarnen darum das Kind.

Was sollten Eltern tun, damit ihr Kind stark wird?

Es einmal brüllen lassen, wenn es etwas nicht kriegt. Es warten lassen, wenn sie nicht gerade Zeit haben. Etwas verlangen und das dann auch durchsetzen. Zum Beispiel fordern, dass es an den Tisch kommt, obwohl im Fernseher gerade etwas Spannendes läuft. Das muss trainiert werden.

Ich soll meinem Kind also zu Weihnachten nicht jeden Wunsch erfüllen?

Warum nicht? Weihnachten wäre der dümmste Moment, um mit dem Training in Frustrationstoleranz zu beginnen. Es ist das Fest der Freude und des Schenkens. Geben Sie, soviel Sie wollen und können. Gerade jetzt auf die Bremse zu stehen, wäre ein pädagogischer Missbrauch von Weihnachten. Frustrationstoleranz muss im Alltag geübt werden – ein guter Vorsatz fürs neue Jahr.

Mangelnde Frustrationstoleranz

Zu viel Lob schadet dem Kind

Eine neue Schweizer Studie zeigt: Kinder, die Niederlagen einstecken können, sind später erfolgreicher.

Eine neue Schweizer Studie zeigt: Kinder, die Niederlagen einstecken können, sind später erfolgreicher. «Die Kinder werden heute zu kleinen Egoisten erzogen.» Dieses Fazit zieht die Freiburger Erziehungswissenschaftlerin Margrit Stamm. In ihrer neusten Publikation mit dem Titel «Ich will – und zwar jetzt!» zeigt sie auf, weshalb sich Kinder in Gruppen schlecht einordnen, kaum warten oder verlieren können. Und was die Folgen dieser mangelnden Frustrationstoleranz sind.

Zwar gibt es keine statistisch erhärteten Zahlen, die belegen, dass Kinder heute egoistischer geworden sind als früher. Doch in Kindergärten wird die Zunahme oft bestätigt. Dort zeigen 20 bis 40 Prozent der Kinder Verhaltensauffälligkeiten oder Störungen. «Die Ursache liegt meist in einer zu behütenden Erziehung», sagt Stamm. Eine Einschätzung, die der Präsident der Vereinigung für Kinder- und Jugendpsychologie, Philipp Ramming, teilt.

Der Marshmallow-Test

Nadine Hoch, Geschäftsleiterin des Verbandes Kinderbetreuung Schweiz, spricht von Prinzen und Prinzessinnen, die in einer Kindertagesstätte erst einmal lernen müssten, sich in Gruppen einzufügen. Entsprechend wichtig seien qualitativ gut geführte Betreuungseinrichtungen, die diese Defizite auffangen könnten. Dass eine hohe Frustrationstoleranz den Kindern fürs Leben etwas bringt, zeigte bereits ein inzwischen zum Youtube-Hit avancierter Test von 1968 aus den USA: Kleine Kinder wurden allein vor ein Marshmallow gesetzt. Sie mussten warten, bis die Betreuungsperson wieder auftauchte. Schafften sie das, ohne die Süßigkeit zu essen, erhielten sie zur Belohnung eine zweite. Wie eine Nachuntersuchung 13 Jahre später ergab, waren jene, die warten konnten, später erfolgreicher in der Ausbildung. In ihrer Untersuchung ist Stamm nun auf ähnliche Ergebnisse bei Schweizer Kindern gekommen. Sie hat Zahlen ihrer Längsschnittstudie zu Frühlesern und Frührechtern unter diesem Aspekt neu ausgewertet und festgestellt: «Kinder, die in der Schule zur Leistungsspitze gehören, weisen eine überdurchschnittliche Frustrationstoleranz auf.» Bei den Kindern mit den besten schulischen Leistungen lag der Anteil der frusttoleranten Kinder bei 54 bis 61 Prozent, bei den weniger guten Schülern machten sie nur 20 bis 33 Prozent aus.

Auch in der Lehre haben jene mehr Erfolg, die Frustrationen gut aushalten. Das ergab Stamms Analyse einer Längsschnittstudie zur Berufsbildung: Am Ende der Ausbildungszeit waren nicht unbedingt jene am besten, die eine besonders hohe Intelligenz aufwiesen und zu Beginn die besten Resultate erzielten. «Für den Erfolg in der Lehre ausschlaggebend sind vielmehr Persönlichkeitsmerkmale wie Frustrationstoleranz sowie Arbeitsmotivation, Stressresistenz und Beharrlichkeit», sagt Stamm.

Die Beobachtung teilt Jürg Zellweger, Bildungsexperte beim Schweizerischen Arbeitgeberverband: «Der Umgang mit Misserfolgen muss gelernt sein. Man muss damit konstruktiv umgehen können und nicht gleich den Bettel hinwerfen.» Darauf werde in der Berufsbildung heute viel Wert gelegt. Etwa indem man über Stresssituationen rede, die im Lehrbetrieb vorkommen.

Von Freunden lernen

Angesetzt werden müsse indes viel früher, sagt Stamm. Eltern sollten die Kinder nicht zu sehr verwöhnen und nicht für jede Kleinigkeit loben: «Überdosierte Anerkennung macht die Kinder schwach.» Mütter, die jeden Purzelbaum mit Superlativen kommentierten, täten dem Sprössling keinen Gefallen. «Solche Kinder erhalten das Gefühl, alles, was sie tun, sei eine Meisterleistung.» Wenn ihnen später einmal etwas misslinge, kapitulierten sie.

Sehr wichtig für eine gesunde kindliche Entwicklung seien zudem das freie Spiel sowie Freundschaften mit Gleichaltrigen. So lernten sie, dass nicht immer alles nach ihrem Kopf gehen könne. «Sie üben zu verhandeln, Kompromisse einzugehen und auch einmal eine Niederlage zu akzeptieren», sagt Stamm.

Bildung

Schiffbruch einer schönen Idee

NZZ AM SONNTAG von René Donzé 20.3.2016, 07:00 Uhr

Das System Schule wird je länger, je stärker belastet, weil es möglichst alle Kinder integrieren muss. Mittlerweile sagen selbst Verfechter der Integration, dass es so nicht weitergehen kann. Das Credo der Gleichmacherei beginnt zu bröckeln.

Der Bub sitzt allein in einem Schulzimmer im Zürcher Schulhaus Rütihof und löst Aufgaben. Seine Klassenkameraden spielen draussen. Sie haben Pause. Der Unterstufenschüler aber darf erst hinaus, wenn die anderen wieder drinnen sind. Entsprechend schlecht ist seine Laune: Kaum «Grüezi» mag er sagen, wenn der Besuch ins Zimmer mit der schönen Bezeichnung «Schulinsel» tritt.

«Hier hat das Kind Zeit, über sein Verhalten nachzudenken», sagt die Lehrerin, die die Insel betreut. Der Schüler rastete in der Klasse immer wieder aus und strapazierte die Nerven seiner Lehrerin nicht zum ersten Mal bis über die Grenzen. Manchmal sitzt nur ein Kind hier, manchmal sind es mehrere. Manchmal besuchen auch Kinder, die besonders Freude am Lernen zeigen, hier Zusatzkurse.

Das Angebot ist symptomatisch für die Entwicklung des Schweizer Schulsystems. Es gibt inzwischen viele Schulen, die mit ähnlichen Einrichtungen arbeiten. Sie sind eine Folge davon, dass die Klassen immer heterogener werden, dass die Bandbreite vom schwächsten zum stärksten Schüler grösser wird und die Verhaltensauffälligkeiten zunehmen.

Versteckte Aussonderung

Die einen Schulen richten Schulinseln ein, die anderen arbeiten mit sogenannten Förderzentren. Damit solche Einrichtungen nicht als Strafkolonie für Querschläger daherkommen, bieten sie auch Aufgabenhilfen sowie Stütz- und Fördermassnahmen an. Andere Schulen begegnen der Heterogenität, indem sie Stellenprozente zusammenkratzen, um möglichst oft zwei Lehrer im Klassenzimmer zu haben, von denen sich der eine um Problemfälle kümmern kann. Auch Klassenassistenten kommen vermehrt zum Einsatz, um Zappelphilippe und Störefriede im Schach zu halten oder zurückgezogene Mauerblümchen aus der Reserve zu locken und zum Blühen zu bringen.

Anstatt die Schüler offen zu separieren, wie dies früher der Fall war, als man sie in Sonderschulen oder Kleinklassen placierte, geschieht die Separation heute oft versteckt und mit wohlklingenden Umschreibungen. Binnendifferenzierung nennt man das. Das Credo der Gleichmacherei beginnt auf jeden Fall zu bröckeln. «Integration kann nicht heissen, dass alle Kinder rund um die Uhr in der Klasse zusammensitzen», sagt Bildungsexperte Urs Moser vom Institut für Bildungsevaluation an der Universität Zürich. «Es braucht Differenzierungen.» Chancengleichheit dürfe nicht dazu führen, dass geordnetes Lernen nicht mehr möglich sei, sagt er. Obschon der Grundgedanke ein guter sei, könne die Integration dazu führen, dass Mitschüler darunter litten. «Die Störung des Unterrichts behindert den Lernerfolg», sagt Moser.

Die wichtigsten Diagnosen

Spezifische Lernstörung: Ausgeprägte Leistungsschwäche in Lesen, Rechtschreibung oder Rechnen.

Aufmerksamkeitsdefizit-Hyperaktivitäts-Störung (ADHS): Unaufmerksamkeit, Bewegungsunruhe und Impulsivität.

Störung des Sozialverhaltens: Aggressivität, Stehlen, Lügen, Davonlaufen oder andere Regelverletzungen.

Angststörung: Trennungsangst, Prüfungsangst, soziale Ängste, Phobien.

Sprachbehinderung: Behinderung in der gesprochenen Sprache (Ausdruck oder Verständnis).

Autismus-Spektrum-Störung: Anhaltende Defizite in der sozialen Interaktion. Eingeschränkte, repetitive Verhaltensmuster mit oder ohne intellektuelle oder sprachliche Beeinträchtigung.

Lernbehinderung: Intelligenzquotient zwischen 70 und 85.

Geistige Behinderung: Intelligenzquotient unter 70.

Körperbehinderung: Beeinträchtigung des Bewegungsapparates durch Schädigung oder chronische Krankheit.

Sinnesbehinderung: Sehbehinderung, Hörbehinderung oder mehrfache Sinnesbehinderung.

Das sind neue, kritische Töne. Es macht den Anschein, als sei die Integration, wie sie 1994 mit der Unesco-Erklärung von Salamanca stipuliert wurde, gescheitert. Damals vereinbarten die Unterzeichnerstaaten, dass die Schulsysteme «alle Kinder unabhängig von ihren individuellen Schwierigkeiten» integrieren sollen. Ein hehres Ziel, das die Schweiz 2004 mit dem Behindertengleichstellungsgesetz bekräftigte. Den organisatorischen Rahmen dafür formulierte die Erziehungsdirektorenkonferenz 2007 mit dem Sonderpädagogik-Konkordat, dem mittlerweile 16 Kantone beigetreten sind. Den monetären Anreiz setzte 2008 der neue Finanzausgleich mit dem die Finanzierung der Schulung behinderter Kinder an die Kantone übertragen wurde. Die Integration eines Schülers ist um einiges günstiger als die separierte Schulung.

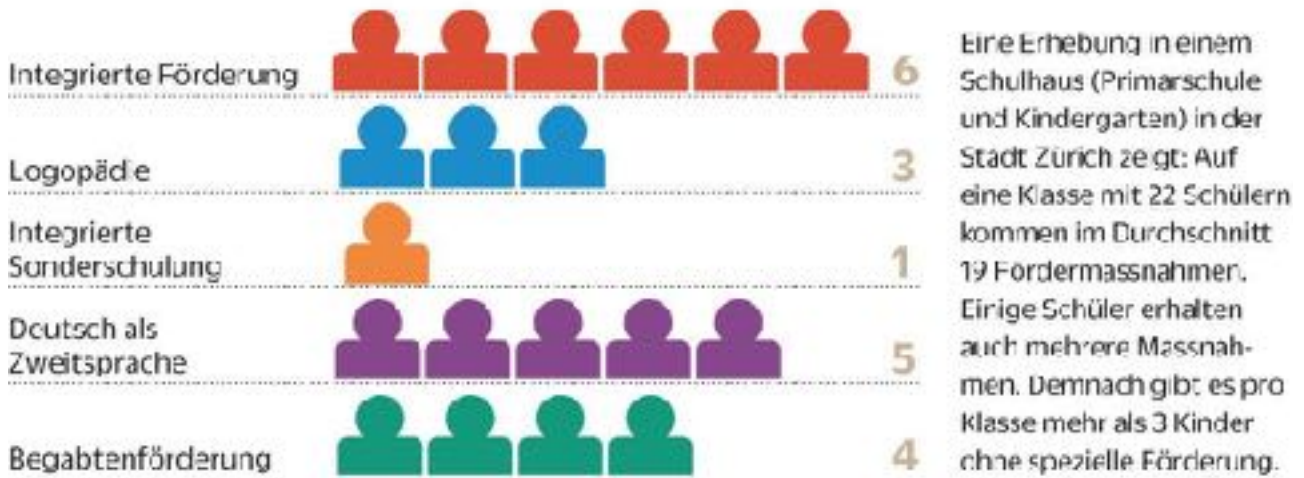
Die gutgemeinte Integration der Behinderten hat vorerst auch positive Effekte gezeitigt. Befanden sich vor gut zehn Jahren noch über sechs Prozent der Schüler in Sonderschulen, sind es heute noch knapp vier Prozent. Für viele Sinnesbehinderte, etwa Seh- oder Hörbehinderte oder geistig Behinderte, ist es ein Segen, in ihrer Wohnumgebung in die Schule zu gehen, statt in eine Sonderschule gefahren zu werden.

Gesellschaft driftet auseinander

Inzwischen aber geht es längst nicht mehr nur darum, solche Behinderte zu integrieren. Statt «Integration» heisst das heilpädagogische Zauberwort «Inklusion». Das bedeutet, dass jedes Kind um fast jeden Preis in der Regelschule gehalten werden soll – und das in einer Gesellschaft, deren Wertvorstellungen immer weiter auseinanderdriften. Erziehungsdefizite, Verwahrlosung und Migration führen dazu, dass die Zahl der schwierigen und schwachen Schüler zunimmt. Das treibt an gewissen Orten Lehrer und Klassen an den Rand ihrer Belastbarkeit.

Jedem Kind seine Förderung

Besondere Massnahmen für Kinder in einer Zürcher Klasse (22 Schüler)



In einer Umfrage des Verbands der Zürcher Kantonalen Mittelstufe (ZKM) gab es Rückmeldungen wie: «Stark verhaltensauffällige Kinder absorbieren dermassen viel Energie der Lehrperson, dass die restlichen Schüler darunter leiden.» Verhaltensprobleme sind das eine. Zu kämpfen haben die Lehrer auch mit Sprachproblemen, Lernschwierigkeiten, Hochbegabungen und mehr. Sowie dem Anspruch der Eltern, dass sämtliche Defizite ihrer Kinder therapiert werden. Was früher ein Stigma war, die besondere Schulung, gehört heute zum guten Ton.

Aufgefangen wird dies mit einem mittlerweile beachtlichen Arsenal von Spezialmassnahmen wie integrierte Förderung, Psychomotorik, Logopädie, Begabtenförderung, Deutsch als Zweitsprache und so weiter. Je nach Ort und sozialer Zusammensetzung der Schülerschaft kann sich dies zu einem komplexen Puzzle aus Regelunterricht und Fördermassnahmen auswachsen – besonders in städtischem Kontext. «In etlichen Klassen ist an einen normalen Unterricht nicht mehr zu denken. Ein Grossteil der Kinder wird behindert», sagt ZKM-Präsident Harry Huwyler. Wie umfangreich das System inzwischen geworden ist, zeigt eine Auswertung in einem Zürcher Schulhaus (Grafik). Im Durchschnitt gibt es dort auf jeden Schüler eine besondere Massnahme. Unter all diesen Sonderbehandlungen leiden der Schulbetrieb, die Lehrer, die unproblematischen Schüler und sogar die integrierten Kinder: «Verhaltensauffällige werden so zu Aussenseitern gemacht und verlieren an Selbstwertgefühl», sagt Huwyler.

Forschung betont Erfolge

Die Klagen sind nicht neu. Erstaunlich ist, dass sie auf den ersten Blick in krasssem Widerspruch zu dem stehen, was die Wissenschaft bis jetzt zum Thema herausgefunden hat. Fragt man Forscher, geben sie der Integration praktisch durchwegs gute Noten. So betont etwa der Freiburger Integrationsexperte Gérard Bless den positiven Lerneffekt für die Behinderten. Er erklärt dies mit der für die Kinder stimulierenden Lernumgebung, insbesondere im sprachlichen und kommunikativen Bereich. Umgekehrt stellt er fest, dass ihre Mitschüler im Lernerfolg nicht gebremst werden und oft eine bessere Sozialkompetenz aufweisen als separiert geschulte Kinder.

Zunahme gestoppt

Sonderschüler im Kanton Zürich



Quelle: Volksschulamt Kanton Zürich

Offensichtlich sprechen hier Forschung und Praxis nicht dieselbe Sprache. Die Wissenschaft meint die Integration jener Schüler mit Behinderungen, an die wohl auch die Väter des Gleichstellungsgesetzes dachten. Damit kann die Schule meist gut umgehen, dafür gibt es auch genügend Unterstützung. «Kinder mit geistigen oder körperlichen Behinderungen sind in der Regel integrierbar», sagt Huwylar. Abgesehen davon, sind solche Fälle nicht sehr breit gestreut. Im Kanton Zürich etwa sitzt bloss in einer von acht Klassen ein Kind mit einer geistigen oder einer Sinnesbehinderung.

Das Problem ist, dass unter dem Titel der Integration auch Kleinklassen für verhaltensauffällige und schwache Schüler abgeschafft wurden. Stattdessen baute sich eine neue Förderindustrie auf. Beispielhaft zeigt sich das im Kanton Zürich, wo die Zahl der integrierten Sonderschüler stark zunimmt, die separierten aber kaum zurückgehen. Dadurch hat sich die Sonderschulquote in wenigen Jahren mehr als verdoppelt (Grafik). Der Status «integrierter Sonderschüler» wird heute oft darum verliehen, weil es so zusätzliche Unterstützungsmassnahmen gibt für die stark belasteten Klassen. Der Stempel «Sonderschüler» wird so zum Ventil für die überforderte Schule.

Inzwischen wird auch von höchster Stelle anerkannt, dass die Integration an ihre Grenzen stösst. Der Basler Regierungsrat Christoph Eymann, Präsident der Erziehungsdirektorenkonferenz, ist zwar ein vehementer Verfechter der integrativen Schulung. «Es ist wichtig, dass wir möglichst alle Kinder gemeinsam in der Regelschule unterrichten können», sagt er. Auch in seinem Kanton wurden in den letzten Jahren die Kleinklassen aufgehoben und die Schüler integriert.

Doch gerade in Basel mit seiner sehr heterogenen Bevölkerung gebe es damit Probleme: «Das System droht zu kippen», sagt Eymann. «Ich gehe davon aus, dass wir bis in zehn Jahren wieder viel mehr Separation haben werden als heute.» Und selbst Integrationsexperte Bless sagt: «Ich rechne damit, dass die Separation noch eine Weile rückläufig sein wird, doch bald wird sich der Trend wieder umkehren.» Die Euphorie ist der Ernüchterung gewichen. Die im Ansatz gute Idee der möglichst umfassenden Integration scheitert in der Praxis. Diese Einsicht kann Raum schaffen für pragmatische Lösungen – wie sie etwa die Schule Rütihof mit ihrer «Insel» gefunden hat.

«Man schaut heute genauer hin und will möglichst alle Kinder fördern»

NZZ am Sonntag: Lehrer beklagen sich, es gebe immer mehr auffällige Kinder. Zu Recht?

Jürg Forster: Es trifft zu, dass der Druck auf die Schule zugenommen hat. Es gibt auch mehr Kinder mit einer Diagnose wie ADHS oder Autismus. Mir sind aber keine Studien bekannt, die belegen, dass die psychische Gesundheit der Kinder in unseren Schulen sich verschlechtert hat. Man schaut heute genauer hin und will möglichst alle Kinder fördern – auch jene, die Schwierigkeiten haben oder Probleme bereiten. Eltern erwarten das zu Recht von der Schule.

Was ist denn eine Verhaltensstörung?

Das ist ein umgangssprachlicher Oberbegriff für Auffälligkeiten von Kindern, die von ihrem familiären oder schulischen Umfeld als schwierig eingestuft werden. Eine Diagnose im fachlichen Sinn ist es nicht.

Früher wurden solche Schüler sowie solche mit Lernschwierigkeiten in Kleinklassen geschickt. War deren Aufhebung ein Fehler?

Aus meiner Sicht haben Kleinklassen die Erwartungen nicht erfüllt. Trotz der kleineren Klassengrösse und der sonderpädagogischen Qualifikation der Lehrpersonen wehrten sich Eltern oft gegen Zuteilungen ihrer Kinder in diese Klassen.

Was war der Grund für diese Skepsis?

Viele Kleinklassen waren schwer zu führen, und es gab oft Lehrerwechsel. Wenn lauter Kinder mit besonderen Bedürfnissen in einer Klasse sind, ist das Lernniveau tiefer, was sich auf die Berufsaussichten der Jugendlichen auswirkt. Fremdsprachige Kinder waren zudem stark übervertreten in diesen Klassen.

Gelingt die Integration dieser Schüler?

Bei einem grossen Teil gelingt sie. Es gibt für Kinder und Jugendliche in Regelklassen unterstützende Massnahmen wie integrative Förderung, Deutsch als Zweitsprache, bei Bedarf auch Therapien wie etwa Logopädie.

Ein Wildwuchs, wird oft moniert.

Sicher hat das Grenzen. Der Bedarf nach Fördermassnahmen muss regelmässig überprüft werden. Wenn sie wenig bringen, setzt man sie ab. Einige Kinder lassen sich trotz aller Unterstützung nicht in der Regelklasse beschulen.

Was passiert in solchen Fällen?

Dann klären wir ab, ob eine Sonderschulung nötig ist.

Allein in der Stadt Zürich gibt es auf 28 000 Schüler etwa 1400 Sonderschüler. Das widerspricht doch dem Integrationsgedanken.

Knapp ein Drittel der Sonderschulungen findet integriert in Regelklassen statt. Es gibt aber Kinder, die kaum zu integrieren sind, weil sie wegen einer schweren Behinderung eine intensive Betreuung brauchen. Auch bei den verhaltensauffälligen Kindern kann Sonderschulung nötig werden, wenn sie in der Klasse nicht mehr tragbar sind. In der Stadt Zürich machen diese etwa einen Viertel aller Sonderschüler aus.

Interview: René Donzé